

Beispiel für Humboldts Wirken durch seine Beziehungen zum preußischen König“ (S. 28). Damit geht die Korrespondenz weit über die eigentliche Beziehung zwischen einem Verleger mit seinem Autor hinaus ins Politische (vgl. hierzu den separat publizierten Aufsatz von Ulrike Leitner, „Da ich mitten in dem Gewölke sitze, das elektrisch geladen ist ...“. Alexander von Humboldts Äußerungen zum politischen Geschehen in seinen Briefen an Cotta, in: Hartmut Hecht, Regina Mikosch, Ingo Schwarz, Harald Siebert, Romy Werther [Hrsgg.], *Kosmos und Zahl*, Stuttgart: Franz Steiner 2008, S. 225–237). Ebenso intensiv wird Privates verhandelt: Schon früh kokettiert Humboldt geradezu mit seinem bevorstehenden, jedenfalls irgendwann eintretenden Tod und sichert sich die Honorare vertraglich für die Erben, die Familie seines Kammerdieners Seifert, zu.

Die Transkriptionen, der textkritische Apparat und die Stellenkommentare sind – wie bei allen Bänden der Humboldt-Edition – grundsollide erarbeitet. Nur an wenigen Stellen wirkt der immer verlässliche Kommentar als zu spärlich geraten: Humboldts an Cotta immerhin gleich viermal zwischen 1805 und 1809 geäußerte Bitte, den „theuren Kiemeyer“ zu grüßen (S. 72; ähnlich S. 80, 89, 103), hätte doch über die (im Register nachzuschlagende) Angabe von Name und Lebensdaten des Tübinger Professors Carl Friedrich von Kiemeyer (1765–1844) kontextualisiert werden müssen mit dem Hinweis auf Humboldts enthusiastische Widmung „Dem großen Physiologen Friedrich Kiemeyer gewidmet, als ein Zeichen tiefer Bewunderung und inniger Hochschätzung“ in dem gerade bei Cotta erschienenen ersten Band seiner *Beobachtungen aus der Zoologie und ver-*

gleichenden Anatomie von 1806 (Humboldt 1806, S. V; Fiedler/Leitner Nr. 4.5.3.). Im Übrigen ist die Handschrift dieses Widmungstexts noch im Original erhalten geblieben (mit ein paar Abweichungen zur Druckfassung) in der Waller Collection der Universitätsbibliothek Uppsala (digitalisiert unter: http://waller.uu.se/images/Waller_Ms_dc/02499/f_001a.jpg). Eben jene deutsche Ausgabe wird noch vor dem Abbruch des französischen Drucks eingestellt, oder in den Worten Humboldts „Ich rede Ihnen nicht von *deutscher* Zoologie, weil ich fürchte daß, bei dem jezigen Zustande von Deutschland, keine Idee davon sein kann“ (S. 102, 9.9.1809).

Wünschenswert wäre ferner, wenn die in einigen Anmerkungen (z.B. S. 239, Anm. 8; S. 464, Anm. 1; S. 477, Anm. 6; S. 493, Anm. 1; S. 523, Anm. 3) zur Erklärung mitgeteilten bislang noch ungedruckten Briefe Humboldts an Dritte nach ihren Standorten auch im Quellenverzeichnis (S. 655) entsprechend nachgewiesen würden, da die dort angegebenen sechs Archive nur die Kernkorrespondenz Humboldt-Cotta abdecken, nicht jedoch die versteckten Erstdrucke weiterer Schreiben.

Mit diesem Humboldt-Cotta-Briefwechsel liegt ein gründlich erarbeiteter Editionsband vor, dessen Bedeutung für die zukünftige Humboldt-Forschung und insbesondere für jede zu verfassende Biographie Humboldts kaum zu überschätzen ist – und der zugleich als ein bemerkenswertes Seitenstück zur schon länger edierten und vielfach gewürdigten Korrespondenz des Verlagshauses Cotta mit Goethe anzusehen ist. Aber – um Humboldt beizupflichten – „Bücheranzeigen dürfen Lob nur in wenigen Zeilen enthalten“ (S. 133, 12.8.1824).

Kai Torsten Kanz (Lübeck)

DOI: 10.1002/bewi.201201583

Katrin Solhdju, *Selbstexperimente. Die Suche nach der Innenperspektive und ihre epistemologischen Folgen.* (Trajekte). München: Wilhelm Fink 2011. 221 S., Ill., kart., € 29,90. ISBN 978-3-7705-5075-3.

Selbstexperimente begreift man oft als Versuche, die Selbstverletzungen erfordern oder zumindest mit einem gewissen Risiko für die Gesundheit behaftet sein können. Zu ihnen werden in der Regel die galvanischen Experimente des Physiologen Johann Wilhelm Ritter gezählt, der zunächst seine Finger, später seine eigene Zunge mit Strom reizte. Dazu zählt man ferner toxikologische bzw. pharmakologische Experimente, die aus ethischen

Gründen nicht an dritten Personen durchgeführt und von Romantikern gern als heroische Ausflüge in die terra incognita des eigenen Leibes gefeiert wurden. Die komische Seite romantischer Selbstzuschreibungen, in denen der Erkenntnisfortschritt oft über den Erhalt des eigenen Wohls gestellt wird, hat Daniel Kehlmann in seinem Roman *Die Vermessung der Welt* am Beispiel Alexander von Humboldts plastisch vor Augen geführt.

Um heroisierende Versuche geht es Katrin Solhdju in ihrem Buch *Selbstexperimente. Die Suche nach der Innenperspektive und ihre epistemologischen Folgen* allerdings nicht. Sie widmet sich vielmehr der epistemologischen Dimension des Selbstexperiments, das eine geläufige Praktik der Physik, Biologie und Psychologie war und dort unter anderem die Frage klären sollte, „wie sich etwas von den inneren Erfahrungen Anderer wissen ließe“ (S. 195). Diese Frage bildet für Solhdju einen wichtigen Ausgangspunkt, dem Wissenschaftler mit der „Konstruktion neuer Perspektiven begegnen“ (S. 195). Denn sie versuchten, „den eigenen Körper oder Geist auf bisher unbekannte Art und Weise wahrzunehmen und auf diesem Wege Wissen über andere Körper, Geister oder auch die Realität in einem allgemeinen Sinne zu generieren“ (S. 195). Im Selbstexperiment steht demnach mehr auf dem Spiel als die eigene Gesundheit. Eines seiner Hauptrisiken liegt in den oft unüberschaubaren epistemologischen Konsequenzen.

Diesen Konsequenzen geht die Studie anhand von drei Fallbeispielen nach. Der Versuch wird zunächst als Austragungsort (S. 84) verstanden, an dem z.T. hoch spezifizierte wissenschaftliche Praktiken mit theoretischen Positionen – u.a. der Evolutionstheorie – vermittelt werden. So etwa in den Selbstexperimenten des Neurologen Henry Head (1861–1940), der sich 1903 Stränge seines kutanen Unterarmnervensystems durchtrennen ließ, um später zusammen mit seinem Cambridge-Freund und Kollegen William Halse Rivers (1864–1922) am lädierten Arm die Funktionsweise des peripheren Nervensystems bzw. dessen Regenerationsfähigkeit zu untersuchen. Im Gegensatz zu Rivers ethnologischen Arbeiten auf dem Feld des Farbsehens sind diese Versuche zwar weniger bekannt. Sie sind für die Verfasserin gleichwohl zentral, weil sie neue instrumentelle Bedingungen für den Selbstversuch (S. 37) schaffen: Dazu zählen die Suspension der Therapie, die Einführung einer zweiten Versuchsperson sowie der Einsatz diverser Apparaturen und Techniken (S. 84): „In dem Ereignis des Experimentes an Heads Unterarm [trafen] ganz verschiedene Praktiken und Diskurse zusammen [...]. Heads Arm wurde dabei zu einer Fläche, die im Laufe des Experiments beschrieben und überschrieben wurde, er war das Medium so verschiedener Dinge wie des Apparatearsenals der Physiologie der Sinnesorgane und der aus Anthropologie und Psychologie generierten Fragen nach den Beobachtungsmodi; zugleich wurde er zum Austragungsort einer von Spencer und Jackson geprägten Evolutionstheorie des Nervensystems.“

Das zweite Fallbeispiel, das in einer Kurzversion publiziert vorliegt (Katrin Solhdju, Reisen in

den Wahnsinn: ein Pariser Experimentalsystem um 1850, in: Michael Gamper, Martina Wernli, Jörg Zimmer (Hrsgg.), *Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!*, Göttingen: Wallstein 2010, S. 178–206), ist den Haschischversuchen von Jacques-Joseph Moreau de Tours (1804–1884) gewidmet und analysiert, wie Selbstversuche zu Forschungsinstrumenten in der Psychiatrie wurden. Solhdju situiert die Experimente einerseits im Kontext der psychiatrischen Nosologie und bringt sie andererseits mit Moreau de Tours Ägypten-Reise in Zusammenhang. Beide Kontexte stellen wichtige Voraussetzungen für die Lesbarmachung des Drogenrausches als einem dem Wahnsinn analogen Zustand dar.

Das dritte Kapitel widmet sich schließlich den Lachgasexperimenten Benjamin Bloods, der sich immer wieder in den Zustand der Narkose versetzte und dem Selbstexperiment damit zu einem neuen epistemischen Status verhalf. Als Repräsentant des radikalen Empirismus, der keinen substantziellen Unterschied zwischen inneren Erfahrungen und Welterfahrungen mache, sah William James in Bloods Praxis „eine strategische Pluralisierung von Wirklichkeit performiert“ (S. 149). Dessen Lachgasversuche markierten den Anfang einer experimentellen Praxis, die in der modernen Epistemologie als unscharf und unbestimmt (Ludwig Fleck) bzw. als risikobehaftet verstanden wird (S. 149). Das Risiko des Experimentierens besteht nun darin, „nicht nur die äußere Wirklichkeit oder einen Ausschnitt derselben zu verändern, sondern auch selbst von dieser affiziert zu werden“ (S. 150).

Selbstexperimente werden in Solhdjus Arbeit in drei unterschiedlichen medizinischen Fächern (Neurologie, Psychiatrie und Anästhesie) untersucht. Dass das physikalische oder biologische Selbstexperiment ausgespart bleibt, ist dem Fokus der Arbeit geschuldet. Denn Solhdju geht es darum zu zeigen, wie sich die Objekt-Subjekt-Relation im Selbstexperiment in drei Schritten verändert: erstens durch die Einführung einer zweiten Versuchsperson, zweitens durch die postulierte Analogie von selbst-induzierter Drogen-Erfahrung und Wahnsinn sowie drittens mit der Pluralisierung von Perspektiven im Lachgasexperiment. Die Fallbeispiele wurden im Blick auf diese Fragestellung ausgewählt und nicht chronologisch angeordnet. Ihr Arrangement reflektiert vielmehr systematische Transformationsschritte und skizziert, wie sich sukzessiv eine Vorstellung davon bildet, dass Experimente Wirklichkeit verändern und zwischen Akteuren Netze entstehen, die asymmetrische Relationen von Welt und Ich, von Sache und Mensch, von Körper und Geist problematisch werden lassen. Dabei geht es Solhdju keineswegs

um die Erschließung neuer Quellen. Über weite Strecken greift die Arbeit auf bereits vorliegende Anthologien sowie die Studien von Jacqueline Carroy bzw. Simon Schaffer zu Selbstexperimenten zurück (Jacqueline Carroy, *Observation, expérimentation et clinique de soi. Haschich, folie, rêve et hystérie au XIXe siècle*, in: Pierre F. Daled (Hrsg.), *L'envers de la raison. Autour de Canguilhem*, Paris: Vrin 2008, S. 53–71; Simon Schaffer, *Self Evidence*, *Critical Inquiry* 18, 2 (1992), 327–362; derselbe, *From Physics to Anthropology and Back Again*, Cambridge: Prickly Pear Pamphlets 1994).

Die Verfasserin hat sich die anspruchsvolle Aufgabe gestellt, das historische Material anhand der Netzwerktheorie Bruno Latours bzw. der Wissenschaftstheorie Isabelle Stengers zu deuten und da-

durch ergeben sich oft überraschende Perspektiven. So zeigt Solhdju, wie aus Selbstversuchen wechselseitige Relationierungen resultieren können und mit welchen epistemologischen Risiken sie verbunden sind. An einigen Stellen hätte sich der historisch interessierte Leser allerdings eine genauere Einordnung etwa der Haschisch-Experimente in die Monomanie-Kontroverse gewünscht oder gern mehr über die allgemeine Verbreitung und den generellen epistemologischen Status von Selbstexperimenten in der Psychiatrie erfahren. Gleichwohl liegt mit der Arbeit ein interessanter und theoretisch informierter Versuch vor, das Selbstexperiment als Praktik und Reflexionsmedium von Erfahrung, Selbsterfahrung und Wirklichkeit zu untersuchen.

Yvonne Wübben (Bochum)

DOI: 10.1002/bewi.201201582

Karin Orth, *Autonomie und Planung der Forschung. Förderpolitische Strategien der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1949–1968*. (Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft; 8). Stuttgart: Franz Steiner 2011. 284 S., Ill., € 45,00. ISBN 978-3-515-08832-8.

Bereits 2010 hat die Freiburger Historikerin Karin Orth, Wissenschaftliche Koordinatorin des Forschungsvorhabens zur „Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1920–1970“, einen umfassenden Sammelband zur Geschichte der Forschungsförderung (mit)herausgegeben. Nun hat sie eine konzise Monographie über die „förderpolitischen Strategien“ der DFG vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis in die frühen 1970er Jahre vorgelegt. Als Ausgangspunkt dient ihr die im wissenschaftlichen Betrieb zweifelsohne nicht selten anzutreffende, pauschalierende Redewendung von „der“ DFG als einer abgeschotteten Organisation, deren innere Form, Funktionsmechanismen und Förderentscheidungen im Verborgenen bleiben. Dementsprechend geht es Orth darum, die „Blackbox DFG in historischer Perspektive und im Hinblick auf ihre förderpolitischen Maßnahmen zu öffnen und zu untersuchen“ (S. 7). In der Einleitung leistet sie zunächst begriffliche und methodische Sortierungsarbeit: Mit Bezug auf herrschafts- und wissenschaftssoziologische Ansätze begreift Orth die DFG als Organisation, die sich im Kontext des Wandels westdeutscher – und internationaler – Wissenschaftspolitik immer wieder neu zu positionieren hatte. Im Zentrum der Untersuchung stehen daher die Analyse von übergreifenden Macht- und

Entscheidungsstrukturen der DFG, die (wechselnden) Akteurskonstellationen in den Spitzengremien sowie die zwischen Konkurrenz und Kooperation pendelnden Beziehungen zu anderen Forschungsinstitutionen – kurzum all jene politischen und personalen Voraussetzungen, Interessen und Interdependenzen, die das konkrete förderungspolitische Handeln der DFG bestimmten. Aus guten Gründen verzichtet die Autorin hingegen auf eine inhaltliche Erfassung und disziplinengeschichtliche Auswertung der geförderten Forschungsvorhaben: Denn nicht nur, dass die schiere Masse von über 50 000 Fördervorgängen ein solches Unternehmen als wenig sinnvoll erscheinen lässt; Anliegen des Forschungsprogramms zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft insgesamt war es ja, sich nicht im Dickicht kleinteiliger Rekonstruktion zu verlaufen, sondern durch (fach) übergreifende Herangehensweisen und begründete Exemplifizierung charakteristische Entwicklungslinien darstellen zu können.

Drei chronologisch angelegte Hauptkapitel strukturieren die Studie. Kapitel 1 fokussiert die Phase des Wiederaufbaus und beschreibt den konfliktreichen Weg, der zur Gründung der DFG führte. Nicht nur, dass die „neue“ Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft (die bereits